

MITTEILUNGEN DES OBERÖSTERREICHISCHEN LANDESARCHIVS

Schriftleitung:

Landesarchivdirektor Hofrat Dr. Hans Sturmberger und Dr. Herta Hageneder

12

CREMIFANUM 777—1977

Herausgegeben vom Oberösterreichischen Landesarchiv
und der Kulturabteilung des Amtes der öö. Landesregierung

LINZ 1977

CREMIFANUM

777-1977

FESTSCHRIFT ZUR 1200-JAHR-FEIER
DES STIFTES KREMSMÜNSTER

OÖLA Linz



+XOA776609

1977

INHALTSVERZEICHNIS

777. Das Gründungsjahr Kremsmünsters. Von P. Willibrord Neumüller OSB	7
Frühe Stützpunkte Salzburgs im Traungau. Von Herwig Wolfram	17
Eine sächsische Weltchronik in Kremsmünster. Von Oskar Pausch. Mit 1 Abbildung	29
Bemühungen der Eidgenossen um den Kardinalshut für Abt Alexander a Lacu von Kremsmünster (1601–1613). Von P. Benedikt Pitschmann OSB	37
Die Kammerraitungen des Stiftes Kremsmünster (1600–1639). Von Wendelin Huber	49
P. Placidus Joseph Fixlmillner, Kremsmünsters bedeutendster Astronom. Von Konradin Ferrari d'Occhieppo	75
Im Spiegel der Erinnerung. Das Gymnasium von Kremsmünster in Memoiren und Briefen ehemaliger Zöglinge. Von Hans Sturmberger	81
Die Ernennung des Abtes Cölestin Ganglbauer von Kremsmünster zum Fürsterzbischof von Wien. Von Josef Lenzenweger. Mit 1 Abbildung	121
Erhaltene Bauteile der hochmittelalterlichen Klosteranlage von Kremsmünster. Von Erika Doberer. Mit 4 Tafeln	145
Beiträge zur Geschichte der Buchkunst im Stifte Kremsmünster. Von Kurt Holter. Mit 12 Tafeln	151
Die Barockisierung der Stiftskirche von Kremsmünster. Von Leonore Pühringer-Zwanowetz. Mit 18 Tafeln	189
Möbelkunst aus vier Jahrhunderten im Stift Kremsmünster. Von Franz Windisch-Graetz. Mit 24 Tafeln	243

Nachruf

Georg Grill. Von Hans Sturmberger. Mit 1 Abbildung	279
--	-----

Rezensionen

1200 Jahre Dom zu Salzburg, 774–1974. Hg. vom Metropolitankapitel von Salzburg, red. von Hans Spatzenegger (A. Zauner)	285
Die Traditionen, Urkunden und Urbare des Klosters Asbach. Bearb. von Johann Geier (A. Zauner)	286

Die Urkunden des Zisterzienserstiftes Lilienfeld 1111–1892. Bearb. von Gerhard W i n n e r (A. Zauner)	287
Austria Sacra. 1. Reihe, II. Band, 4. Lieferung. Die Seelsorgestationen der Diözese Linz. Bearb. von Heinrich F e r i h u m e r (K. Rehberger)	288
Ein Kopialbuch der Wiener Universität als Quelle zur österreichischen Kirchengeschichte unter Herzog Albrecht V. Hg. von Paul U i b l e i n (H. Hageneder)	288
Herrschaftsstruktur und Ständebildung. Bd. 1: Peter F e l d b a u e r , Herren und Ritter, und Bd. 2: Herbert K n i t t l e r , Städte und Märkte (A. Zauner)	289
Bd. 3: Ernst B r u c k m ü l l e r , Täler und Gerichte; Helmuth S t r a d a l , Die Prälaten; Michael M i t t e r a u e r , Ständegliederung und Ländertypen (O. Hageneder)	291
Peter F e l d b a u e r , Der Herrenstand in Oberösterreich (H. Dopsch)	291
Norbert G r a b h e r , Historisch-topographisches Handbuch der Wehranlagen und Herrensitze in Oberösterreich (A. Zauner)	295
Was bedeutet uns heute die Reformation? Hg. von den Professoren der Phil.-Theol. Hochschule Linz (A. Zauner)	296
Rudolf P a l m e , Die landesherrlichen Salinen- und Salzbergrechte im Mittelalter (R. Kropf)	296
Harald U h l , Handwerk und Zünfte in Eferding (A. Zauner)	297
Bauernland Oberösterreich. Hg. von der Landwirtschaftskammer für Oberösterreich unter der Leitung von Alfred H o f f m a n n (G. Heilingsetzer)	298
Engelbert K o l l e r , Forstgeschichte des Landes Salzburg (A. Hoffmann)	299
Hans S t u r m b e r g e r , Adam Graf Herberstorff (Christiane Thomas)	300
Studien zur Geschichte der Universität Wien, Bd. VIII und Bd. IX (G. Wacha)	302
Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. I (R. Kropf)	303
Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. II (A. Zauner)	305
Festschrift Hermann Wiesflecker (G. Heilingsetzer)	307
John B u n z l , Klassenkampf in der Diaspora (H. Slapnicka)	309
Friedrich S c h r a g l , Steinkirchen am Forst (O. Hageneder)	310
Rudolf Z i n n h o b l e r , Die Kirchen von Uttendorf-Helpfau (A. Zauner)	310
Hans B r a n d s t e t t e r , Der Markt Obernberg am Inn (A. Zauner)	311
Verzeichnis der Mitarbeiter	312

Für Eduard Samhaber, einen Dichter von großer Innigkeit und Zartheit der Sprache, verbindet sich die Erinnerung an Kremsmünster keineswegs mit jener Heiterkeit und mit jenem studentischen Frohsinn, wie ihn Ferdinand Krackowizer überlieferte. Samhaber war von 1857/58 bis 1865 am Kremsmünsterer Gymnasium. Sein dichterisches Lebenswerk sichert ihm einen bleibenden Platz in der Geschichte der österreichischen und der deutschen Literatur. Josef Nadler spricht von einem „nicht sehr umfangreichen, aber gedankenvollen und innigen Gesamtwerk“ und vom „seltenen Erlebnis der wahrhaft zeitlosen Dichtung“, und er nennt Samhabers „Lyrische Dichtungen“ ein „wundervolles Buch⁶¹“. Samhabers Familie lebte damals in Kremsmünster, so daß er die Zeit seiner Gymnasialstudien zu Hause verbringen konnte. Auf Samhabers Jugendzeit in Kremsmünster fiel der Schatten eines unliebsamen, schmerzlichen Ereignisses in der Familie. Sein Vater, Matthias Samhaber, ein Finanzbeamter, wurde der Teilhabe an Betrugereien in der Brauerei Lichtenegg (Wels) verdächtigt und aus dem Staatsdienst entlassen, obwohl sich dann seine Unschuld herausstellte. Aber Samhaber selbst erzählt in den wenigen Zeilen, die er seiner Kremsmünsterer Zeit in seinen Erinnerungen („Mosaiken⁶²“) widmete: „Das Unglück des Vaters warf einen düsteren Schatten auf den heranwachsenden Jüngling, manches herbe Wort, manche Kränkung mußte ich erdulden.“ Und insgesamt charakterisiert er sein Erleben des Kremsmünsterer Gymnasiums: „Von lichten Tagen wüßte ich wenig zu erzählen. Ich lebte für mich, in Büchern grübelnd, schüchtern, verschüchtert. Mit Altersgenossen habe ich wenig verkehrt, einen Freund nicht gekannt.“ Durch die Affäre des Vaters war auch die Not Gast in der Familie Samhabers. Hier erinnert sich der Dichter später in Dankbarkeit an „hochsinnige Männer“, an den Prior des Stiftes, Pater Leo Langthaler, und an den Gymnasialdirektor Pater Amand Baumgarten, welche sich der notleidenden und „tiefgebeugten Eltern“ Samhabers annahmen. „Sie bekamen Studenten als Kostzöglinge, darunter einen Knaben, dessen Mutter sich bei Erzherzog Wilhelm für meinen Vater verwendete, so daß er einen kleinen Gnadengehalt durch die Huld des Monarchen zugewiesen erhielt.“ Aber die Bedürftigkeit war immer noch so groß, daß Samhaber nicht einmal bei den Eltern essen konnte: „Auch das Glück, am Tisch der Eltern zu speisen, war mir versagt. Ich aß fremdes Brot; zu Mittag bei meinem Firmpaten, dem Medizinalrat Dr. Wilhelm Niedermaier, abends in dem gastfreundlichen Haus der mir unvergeßlichen Familie Sedlacek⁶³.“ Unvergeßlich nennt Samhaber zwei seiner Lehrer: den dichtenden Pater Amand Baumgarten, der in ihm die Liebe zur mittelalterlichen Dichtung geweckt habe, und Pater Coelestin Ganglbauer, der ihm „die Religionsstunde zu einer der angenehmsten machte“. Auch

⁶¹ Über Samhaber vgl. Castle, Literaturgeschichte 4 (1937), 1162 ff. Josef Nadler, Literaturgeschichte Österreichs (1951) 371.

⁶² Eduard Samhaber, Gesammelte Werke 5 (1909), 22 ff.

⁶³ Ebenda S. 23 ff. u. S. 41.

Beda Piringer und sein Gedicht „Der Christbaum“ sowie Pater Markus Holter, der „harmlose Kinderschauspiele“ und Lieder dichtete, erwähnt Samhaber, der in dieser Zeit bereits selbst dichtete. Von neueren Klassikern — berichtet Samhaber — wurde damals im Gymnasium fast nichts gelesen. Bones Lesebuch war alles, was geboten wurde. „Goethes und Schillers Werke waren uns ein unbekanntes Zauberland. Die Schülerbibliothek bot uns nur Karoline Pichler und das Pfennigmagazin.“ Goethes Faust kam Samhaber zufällig im Hause Sedlacek in die Hände und hatte tiefen Einfluß auf den schwermütigen Jüngling. Auch das Erlebnis einer zarten Jugendliebe, die Samhaber in Kremsmünster zu einem ebenfalls dichtenden Mädchen namens Julie Gmeinwieser hegte, vergeht für ihn „in wehmütiger Erinnerung⁶³“.

Für die Zeit nach dem Abgange Samhabers von Kremsmünster geben die Aufzeichnungen des späteren Arztes Karl Rabl Aufschluß, der als Professor an den Universitäten in Prag und Leipzig wirkte und 1903 auch Rektor der Prager deutschen Karls-Universität wurde. Rabl hat sich durch histologische und anatomische Arbeiten sowie durch Forschungen zur Entwicklungsgeschichte einen nicht unbedeutenden Namen gemacht. Er war mit einer Tochter Virchows verheiratet. Dieser in Wels geborene Sohn des dortigen Arztes Dr. Karl Rabl hat von 1863 bis 1871 das Gymnasium in Kremsmünster besucht und dort auch maturiert. Bei ihm spürt man deutlich den inneren Widerstand gegen die Schule und den Geist, der dort herrschte. Rabl wohnte ebenfalls, wie schon mancher der hier erwähnten Zöglinge, im Kosthaus des Wilhelm Bayer über dem Eichentor, wo es nach seinen Angaben keine schlechte Kost gab, wo aber noch größte Einfachheit und Sparsamkeit herrschten: ein Glas Wasser zum Waschen und eine einzige Talgkerze auf dem Tisch, an dem Bayer seine sechs Zöglinge zum abendlichen Studium versammelt hatte. Rabl erwähnt auch das Ministrieren bei den Hochämtern, das auch er gemacht hat, er spricht von den Schneeballschlachten im Winter und dem fröhlichen Kastanienwerfen im Herbst. Es band ihn kein richtiges Freundschaftsverhältnis an seine Klassenkameraden, die — wie er sich ausdrückte — „in ekelhafter Weise kneipten“ und sich „oft betrinken“. Er meinte: „Ich war der einzige in meiner Klasse, der sich davon fernhielt, dafür wurde ich auch von den anderen immer gehänselt. Ich las lieber im Darwin und Haeckel, als daß ich die kostbare Zeit bei Bier und Kannibalengesängen verbrachte.“ Es war die Zeit, da der Darwinismus und Haeckels Lehren Einfluß auf die Jugend gewannen, und Rabl interessierte sich als Student des Obergymnasiums für die Schöpfungsgeschichte von Burmeister, für die Vorträge über die Darwinsche Theorie von L. Büchner und für das Buch über die Sintflut von Fraas. Anfang des Jahres 1870, also im letzten Jahr seines Gymnasialstudiums, ließ er sich die zweite Auflage von Haeckels „Natürlicher Schöpfungsgeschichte“ bringen, und er bemerkt, daß sich durch das Studium dieses Buches — er war damals 17 Jahre alt — sein ganzes wissenschaftliches Leben entschied. Als er Haeckels Buch

einmal in der Schulbank vergaß, erhielt er es von einem seiner Lehrer mit den Worten „Man muß nicht alles glauben, was gedruckt wird“, zurück. Seinen Hang zur Anatomie zeigte Rabl schon in Kremsmünster, als er für seinen Vater ein Skelett schnitzte, dessen Kopf „ganz nach dem Schädel Schillers“ gebildet war. Zu Rabls Zeit in Kremsmünster ging die Welle des Liberalismus über das Land und drang auch in die Bezirke des geistlichen Gymnasiums in Kremsmünster ein. 1868 ließ er sich vom Vater einige Bände von Rottecks „Weltgeschichte“ schicken, und als der streitbare Bischof Rudigier von Linz, der große Kämpfer gegen den Liberalismus im Lande und gegen die antikirchliche Gesetzgebung der Regierung, in Kremsmünster eine flammende Predigt gegen die liberalen Maßnahmen der Wiener Regierung hielt, da hat Rabl gemeinsam mit einem gleichgesinnten Mitschüler diese Rede mitstenographiert und an eine liberale Zeitung in Linz weitergegeben. Rabls Erinnerungen an Kremsmünster waren, wie sein Sohn Rudolf Rabl berichtet, „niemals sehr erfreulich“. Aber er dachte mit Freude an das Schlittschuhlaufen, Turnen und Schwimmen in Kremsmünster zurück, und er erinnerte sich an ein Preisschwimmen in der Schwimmschule, die noch in der Zeit des Vormärz errichtet worden war, wobei Rabl 62 Sekunden unter Wasser blieb zum Schrecken der Zuschauer. An die Kirchenmusik in der barocken Stiftskirche erinnerte sich Rabl mit Vergnügen ebenso wie an sein Mitsingen bei der Aufführung von Josephs Haydns „Jahreszeiten“. Rabl war später ein liberaler und national denkender Professor. Als er im Dezember 1891 Marie Virchow heiratete, die evangelischen Bekenntnisses war, da erkundigte er sich eingehend beim katholischen Pfarrer von St. Apollinar in Prag, da er durch die evangelische Eheschließung einen Bruch mit der katholischen Kirche wenn möglich vermeiden wollte. So war trotz seiner Entfernung von der Kirche etwas vom Geist des alten Gymnasiums in ihm wirksam geblieben⁶⁴.

Von 1864 bis 1872 besuchte Max Burckhard, ein gebürtiger Korneuburger, das Gymnasium zu Kremsmünster. Er war also nur ein Jahr hinter Karl Rabl, und wie diesen hat der Geist des Liberalismus auch ihn geprägt. Burckhard war später ein Mann von sehr vielseitigen Interessen. Er war Dozent an der Wiener juristischen Fakultät und schuf ein dreibändiges „System des österreichischen Privatrechtes“, er war Ministerialbeamter, schließlich Hofrat des Verwaltungsgerichtshofes, er war von 1890 bis 1898 Direktor des Burgtheaters, er war Dichter und Literaturkritiker. Seine Bedeutung als Direktor des Burgtheaters liegt darin, daß er der Moderne die Tore öffnete, daß er Ibsen, Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler Zugang schaffte zur großen Bühne des habsburgischen Reiches, daß er neue, bedeutende Künstler heranholte, wie Hedwig Bleibtreu, Friedrich Mitterwurzer, Lotte Medelsky, Adele Sandrock und

⁶⁴ Über Karl Rabl vgl. außer Ferdinand Krackowizer — Franz Berger, Biogr. Lexikon des Landes Österreich ob der Enns (1931), nunmehr Rudolf Rabl, Carl Rabl (1853—1917). Jahrbuch des OÖ. Musealvereines 116 (1971), 249 ff.

Joseph Kainz, daß er die Nachmittagsvorstellungen für Studenten und Arbeiter im Burgtheater einführte⁶⁵. Hermann Bahr, eng mit Burckhard befreundet, hat „Erinnerungen an Max Burckhard“ geschrieben und gemeint, daß dieser „unter allen Österreichern seiner Zeit der stärkste, weiteste und eigenste Mensch“ gewesen sei⁶⁶. Mitschüler Burckhards hatten erwartet, er werde der österreichische Bismarck werden, und sie waren enttäuscht, daß er ihre Hoffnungen nicht erfüllte. Hermann Bahr hatte 1913 geglaubt, Burckhards Dichtungen „erwarten noch ihre Zeit“, es gebe „Werke, die erst in die Vergangenheit rücken müssen, um zur vollen Gegenwart zu kommen“⁶⁷. Walter von Molo, der 1912 einen Nachruf auf den eben 58jährig verstorbenen Burckhard schrieb, sollte jedoch recht behalten, wenn er über den „Schriftsteller von seltenem Geist und lauterster Gesinnung“, über diesen Mann von „edelster Gesinnung“ und „stürmischem Temperament“, der ein „verachtender Einzelgänger und fanatischer Demokrat“ gewesen sei, sagte, „seine Leistungen, denen die erhaltende Form fehlt, werden versinken, die Persönlichkeit ihres Schöpfers aber wird weiterleben“⁶⁸...

Auf das Leben dieser einzigartigen Persönlichkeit haben die acht Jahre ihrer Erziehung und ihres Studiums in Kremsmünster außerordentlich tief eingewirkt. Burckhard selbst hat nur eine kurze autobiographische Skizze unmittelbar vor seinem Tode für das „Literarische Echo“ geschrieben⁶⁹. Darin ist mit einigen Zeilen auch Kremsmünster erwähnt. Burckhard berichtet, daß in seinen Erinnerungen der örtliche Eindruck am stärksten lebendig sei: „Zuerst erhebt sich vor meinen Augen das Bild einer Landschaft, deren Schönheiten mich gelegentlich fast abenteuerlich angemutet hatten, die Erinnerung an romantische Irrfahrten auf den weiten Dachböden und an Ausflüge in hohe Türme und dann erst der Umriss einzelner Gestalten von Personen, von Geistlichen, Bürgern des Marktfleckens, Kameraden und Dienern im Gymnasium und Konvikt.“ Wie viele andere Schüler des Kremsmünsterer Gymnasiums dachte auch Burckhard in seiner Jugend unter dem großen Eindruck des Lebens im Kloster daran, Priester zu werden: „Um so in aller Gemütsruhe in den Büchern der Stiftsbibliothek lesen und auf diese Weise philosophischen und historischen Studien obliegen zu können.“ Aber er folgte dem Wunsch der Eltern und wurde Jurist. Viel mehr als in dieser mehr als spärlichen Notiz Burckhards über seine Kremsmünsterer Zeit spiegelt sich die Erinnerung an die Jahre, die er in dem alten Benediktinerstift verbrachte, in seinem Werk. Seine innige Beziehung, die er in Kremsmünster zum Land ob der Enns, zu seinen Menschen und zu seiner Umgangssprache gewann, hat ihn auch veranlaßt,

⁶⁵ Über Burckhard vgl. Castle, Literaturgeschichte 4 (1937), 1954 ff.; auch Ernst Buschbeck, Max Burckhard (1854–1912). Neue österr. Biographie 15 (1963), 151.

⁶⁶ Hermann Bahr, Erinnerungen an Mux Burckhard (1913) 105.

⁶⁷ Ebenda 113.

⁶⁸ Walter v. Molo, Max Burckhard. Literar. Echo 14 (1912), 960 u. 964.

⁶⁹ Max Burckhard, Autobiographisches. Literar. Echo 14 (1912), 965.

eine glänzende Abhandlung über „Franz Stelzhamer und die oberösterreichische Dichtung“ (1905) zu schreiben. Und in diesem Buch macht er eine Bemerkung, die zeigt, daß er, obwohl liberal und national gesinnt, obwohl Mitglied einer schlagenden Verbindung, die Geistlichen, die er in Kremsmünster kennengelernt hatte, durchaus schätzte. Die klösterlich-volkstümliche Mundartdichtung hatte er in Kremsmünster bei Amand Baumgarten kennengelernt, und er liebte seit dieser Zeit die oberösterreichische Mundart. Er sagte über die Dialektdichter Oberösterreichs aus dem geistlichen Stande, es sei in ihren Dichtungen nichts zu spüren vom vordringlichen Predigtton, nichts von fanatischer Unduldsamkeit, ein starker, derber Humor schlage überall durch. Die Erinnerung an Kremsmünster zeigt sich spürbar in der Charakterisierung dieser Männer: „Es ist ein ganz eigentümlicher Schlag, dieser Priesterstand in Oberösterreich. Es sind meist Bauern in der Soutane, aber nicht in jenem schlechten Sinne, den Anzengruber mit diesem . . . Schlagwort verband, sondern in einem Sinne, der jedenfalls auch Gutes besagt. Ein starker volkstümlicher Zug ist den meisten eigen, es sind grobkörnige, aber kräftige Individualitäten; insbesondere in den Benediktinerklöstern, in denen auch unter Rudigiers Regiment ein im guten Sinne freiheitlicher Zug sich erhalten hatte⁷⁰.“

Hermann Bahr bemerkte einmal, Burckhard habe alle seine Werke bloß „für sich geschrieben als eine Art Tagebuch seines Zornes, seines Übermuts oder seiner Sehnsucht⁷¹. Darum waren seine Bücher fast durchwegs Schlüsselwerke⁷².“ Und in dem Roman „Gottfried Wunderlich⁷³“, dessen erste Kapitel Burckhard bereits 1896 geschrieben, den er aber erst 1906 vollendet hatte, schildert Burckhard das Leben eines Konviktszöglings im Stift Kremsmünster, der wie seine Kameraden durch „Statuten . . . um ihr bestes Lebensrecht betrogen“ wird⁷⁴. In diesem Buch wird das Geschehen im Konvikt zu Kremsmünster lebendig, breit und naturalistisch dargestellt. Burckhards Werke sind immer Kritik, Anklage, Angriff. Auch „Gottfried Wunderlich“ ist Angriff und Kritik an Rückständigkeit und veralteten Methoden der Erziehung. Es wurde jedoch mit Recht betont, daß Burckhards „grimmige Wut der Gesellschaftskritik“ im „Gottfried Wunderlich“ „maßvoll, fast begütigend schmerzvoll geworden“ ist. Und während Burckhard sonst den Staat, die Verwaltung und die Justiz anklagte, so geißelte er hier nicht die Schule, nicht das Kloster und die Kirche. Nirgends sei ein „direktes Wort, das restlos anklagt und verdammt“. B. Wolf meint, es sei, als hätte Burckhard „Dankbarkeit milder gestimmt, als hätte verlorengegangene glückliche Bubenzeit ihren Zauber nimmer verlieren können⁷⁵“. Burckhards Roman spricht den Leser von

⁷⁰ Zitiert bei Berta Wolf, Max Burckhard (phil. Diss., Wien 1929) 82.

⁷¹ Bahr, Erinnerungen an Burckhard 107.

⁷² Walter v. Molo, a.a.O. 962.

⁷³ M. Burckhard, Gottfried Wunderlich. Roman (Wien u. Leipzig 1906).

⁷⁴ Molo, a.a.O. 961.

⁷⁵ Wolf, Burckhard 52.

heute keineswegs mehr an, die Sprache jener Zeit des Naturalismus in der Dichtung ist fremd, und ihre Zeitgebundenheit wird nach den ersten Seiten offenbar. Aber es sind doch sehr köstliche Schilderungen und Szenen des Konviktlebens darin enthalten, prachtvolle Porträts von Persönlichkeiten, wie etwa des Präfekten Pater Lorenz, einer bäuerlich derben Gestalt, der ein Anhänger des Prügelsystems war, aber doch sehr menschlicher Regungen fähig gewesen ist. Burckhard vermittelt in diesem Roman ein Zeitgemälde, in dem sich die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, wie sie sich in diesem Konvikt der Benediktiner zu Kremsmünster zeigten, spiegeln. Es kann hier auf Gottfried Wunderlichs Leben in Kremsmünster, das zweifellos weitgehend Burckhards Leben war, nicht näher eingegangen werden. Als Beispiel sei auf die Szene hingewiesen, als Gottfried mit seiner Tante einzog ins Konvikt und erstmals dem Präfekten Pater Lorenz gegenübertrat. „Nun also“, sagte er, „das ist der brave Gottfried, der Herr Direktor hat mir schon alles erzählt.“ Dabei machte er ein Gesicht, als hätte ihm der Direktor die bösesten Geschichten von Gottfried erzählt oder als habe er vom braven Knaben keine sonderlich gute Meinung. „Bitte, gnädige Frau“, sagte er, mit einer fast chevaleresken Verbeugung auf den rotgeblumten Diwan deutend. „Und du, kleiner Mann, kannst dich auch hersetzen; heute sind wir nämlich noch gut Freund, von morgen an aber ist Krieg zwischen uns, ich bin nämlich dein Präfekt, dein Lateinlehrer und dein Klassenvorstand, daß du's gleich weißt, da gibt's also jeden Tag einen kleinen Strauß. Bis heute abend kann er noch bei Ihnen bleiben, meine Gnädige, aber heut' nacht schlafen die Knaben schon alle herinnen; morgen früh werden die Neueingetretenen die Konviktsstatuten verlesen, da steht genau darinnen, was jeder Konviktor zu tun und zu lassen hat, dann ist das Heilige-Geist-Amt, und dann werden die Gymnasialstatuten verlesen, und da steht genau darinnen, was jeder Gymnasiast zu tun und zu lassen, und dann darf von den Konviktoristen keiner mehr hinaus, sondern dann heißt's fleißig studieren und die Statuten befolgen⁷⁶.“

Besonders wohlwollend sind die Gymnasialjahre in Kremsmünster in den Erinnerungen des berühmten Chirurgen Anton Freiherr von Eiselsberg geschildert. Bei Eiselsberg, der in das Benediktinergymnasium kam, als Burckhard einer der „Großen“, nämlich ein Schüler der 7. Klasse, war, ist kein innerer Widerstand gegen die Schule zu spüren. Er meinte in seinem erst 1938 erschienenen Erinnerungsbuch „Lebensweg eines Chirurgen⁷⁷“, daß die Studenten „unter der wenn auch strengen, doch wohlwollenden Leitung der Mönche, fernab vom Weltgetriebe unverwöhnt und anspruchs-

⁷⁶ Gottfried Wunderlich 33 ff.

⁷⁷ Anton Eiselsberg, *Lebensweg eines Chirurgen* (1938) 32. Über Eiselsberg vgl. Wolfgang Denk, Anton Frh. v. Eiselsberg. In: *Österr. Naturforscher, Ärzte und Techniker* (1957) 131 ff. Hg. v. Fritz K n o l l.

los erzogen, wirklich glücklich waren“. Eiselsberg war von 1870 bis 1878 in Kremsmünster. Er erinnerte sich später gerne der „verbotenen Früchte“ – Gasthausbesuche und Pfeifenrauchen –, schwärmte vom Eindruck der Markus- und Bittprozessionen, besonders aber der Fronleichnamsprozession. Er rühmt den guten Gesundheitszustand der Studenten und erinnert sich, wie ihm der 150 kg schwere „kundige Kremsmünster-Arzt Dr. Pötsch“ bei einer Rippenfellentzündung zwölf bis 15 Blutegel setzte, was „radikal geholfen“ hat und den später großen Chirurgen Eiselsberg zu einem Freund der Anwendung von Blutegeln machte. Eiselsberg, der in Kremsmünster auch die Elfjahrhundertfeier von 1877 erlebte, führt seine medizinischen Interessen auf die „interessanten Vorträge“ zurück, die am Gymnasium über die Beschaffenheit und den Bau des menschlichen Körpers gehalten wurden. Schon als Schüler der siebenten Klasse des Gymnasiums sezierte er eine tote Katze, die er gefunden hatte.

Während Eiselsberg in seinen Erinnerungen keinerlei Bemerkungen über politische Dinge macht, ist dies bei Sigmund Graf Ledochowski anders. Ledochowski, der später Dompropst von Olmütz war, hat in Kremsmünster die vierte bis achte Klasse des Gymnasiums von 1875 bis 1880 besucht. In seinen Memoiren widmete er einen Abschnitt der „alten Münster-schule“. Er schwärmt von der alten Abteischule und rühmt die Professoren, er nennt unter anderem den Philologen Pater Leonhard Achleuthner, den vielseitigen Pater Sebastian Mayr und Pater Lambert Guppenberger, der die Schüler für die Literatur und Poesie geradezu begeisterte⁷⁸. Ledochowski wohnte nicht im Konvikt, sondern in einem Kosthaus am Abhang des Sonntagbergs. Auch er erinnert sich der feuchtfröhlichen Besuche der Stiftsschenke. Aber bei ihm prägte sich tief die damals gelegte Abneigung gegen die deutschnationale Bewegung unter Schönerer und Wolf ein, die damals „aus der Tagesströmung der Zeit herübergriff bis in unsere siebente und achte Klasse“. Hiezu bemerkt der Prälat Ledochowski: „Eine Strömung, der gegenüber die Minorität, die wir bildeten, bei aller Ablehnung und Abneigung unsererseits, einfach machtlos war. Der Strom des Terrors ging über uns hinweg. Und selbst die verantwortlichen Lehrer und Pädagogen schienen machtlos.“ Mit Schrecken denkt er an die damaligen Ansätze zur „Los-von-Rom-Bewegung“ und meint: „Eine Strömung – bereits dazumal –, in ihren Auswüchsen unheimlich. Und wie ein Bann lastend über den Gemütern. Das Reich des Luzifer. Bereits unter der Jugend.“

Unmittelbar nach dem Abgang Ledochowskis von Kremsmünster kam Erich Tschermak-Seysenegg als Gymnasiast nach Kremsmünster und fand

⁷⁸ Prälat Sigmund Halka Ledochowski, *Das Buch von meiner Lebensfahrt* (Prag 1934/35) 113 ff. Den Hinweis auf Ledochowski verdanke ich Prof. Dr. P. Theoderich Pichler, Kremsmünster. Über P. Leonhard Achleuthner vgl. u. a. meinen Aufsatz, *Die Landeshauptmänner von Oberösterreich seit 1861*. In: *Oberösterreich* 20 (1970); über L. Guppenberger dessen *Bibliographie* 70.

im Konvikt Aufnahme⁷⁹. Der Sohn eines Wiener Hofrates, dessen Bruder Arnim ebenfalls in Kremsmünster das Gymnasium besuchte, litt zunächst unter heftigem Heimweh. Obwohl er unter den Präfekten den gütigen Pater Paulus Proschko lobend erwähnt, steht er doch dem Betrieb im Konvikt kritisch und mit einer gewissen Aversion gegenüber. Der rauhe Konviktsdirektor Pater Petrus Klingelmayr, den er als einen „einsichtslosen Herrn mit groben Manieren“ bezeichnet, sah in Erich Tschermak-Seysenegg ein „verwöhntes“ Hofratssöhnchen, dem keineswegs seine Sympathie gegolten haben dürfte. Tschermak kritisiert die Zustände im Konvikt, bemängelt das schlechte Essen, spricht sogar von gelegentlichem Hungern und meint, daß die Hygiene beträchtlich zu wünschen übrig ließ. Diese Dinge haben ihn sogar bewogen, Kremsmünster mit Beginn der 5. Klasse vorübergehend zu verlassen. Nach schlechten Erfahrungen am Hernalser Gymnasium in Wien kehrte er wieder an das Kremsmünsterer Abteigymnasium zurück, wohnte aber im „Oppidum“, also in einem Kosthaus. Mit dem Gymnasium war er zufriedener. Sein großes Lob gilt dem Naturwissenschaftler Pater Anselm Pfeiffer⁸⁰, den er einen der „begabtesten und anregendsten Lehrer“ nennt. Er rühmt auch den wissenschaftlichen Ruf Pater Anselms, der in den Schriften der Wiener Akademie publiziert habe. Pfeiffer war es, der den später so bedeutenden Botaniker Tschermak-Seysenegg zum Sammeln und Bestimmen von Pflanzen und zum Heranziehen von Seidenraupen anregte und so vielleicht zum Werdegang Tschermaks, der zum Wiederentdecker der Mendelschen Erbgesetze wurde, wesentliche Grundlagen gelegt hat. Tschermak hat sich später trotz harter Kritik am Konvikt mit Dankbarkeit der Lehrer in Kremsmünster erinnert. Er meinte aber im Rückblick doch, daß er eine Erziehung im Elternhause, „sofern sie dort gut möglich ist und die Eltern auf einem hohen Bildungsniveau stehen“, vorziehen würde⁸¹.

Mit Tschermak-Seyseneggs Erinnerungen — er hat in Kremsmünster 1891 maturiert — glitt dieser Rückblick über mehr als ein Jahrhundert. Von den liebevollen und lobenden Briefen des Ritterakademikers Moll im Jahre 1782 bis zum kritischen Blick des großen Botanikers und Pflanzenzüchters auf seine Lehrjahre in Kremsmünster am Ende des 19. Jahrhunderts ist ein weiter Bogen gespannt. Dazwischen spiegelt sich das Bild der alten Erziehungsstätte im Kloster Kremsmünster in wechselnder Stimmung und verschiedener Farbgebung. Erinnerungen und Memoiren sind Ausdruck starker Subjektivität, und das Bild des Objekts ist gebrochen im Spiegel

⁷⁹ Nach seinen eigenen Angaben im Herbst 1881. Vgl. Erich Tschermak-Seysenegg, *Leben und Wirken eines österr. Pflanzenzüchters* (1958) 10 ff.; über ihn vgl. auch den Nachruf v. Fritz Knoll im *Almanach d. österr. Akademie der Wissenschaften* 1962, 412 ff. Nach Thiemo Schwarz, *Verzeichnis der Kremsmünsterer Studenten 1873–1938* (1938) 179, kam E. Tschermak erst im Herbst 1882 nach Kremsmünster.

⁸⁰ Guppenberger, *Bibliographie* 150.

⁸¹ Tschermak, *Leben* 19.

dieses subjektiven Sich-zurück-Erinnerns. Dennoch erkennt man durch manche Trübung hindurch die Wirklichkeit und auch die Größe jener Institution des Gymnasiums Kremsmünster, das im Land ob der Enns den Geist des Christentums und des Humanismus verbreitete. Im Spiegel der Erinnerung wird das alte Gymnasium wieder lebendig in seinem bleibenden Wert, aber auch im Lichte der Zeiten und ihrer Strömungen und Tendenzen.

ANHANG

Ferdinand Krackowizer:

In der Klosterschule*

„Kremsmünster is finster,
Die Straßen voll Stoan;
Studenten sand Lumpen,
Sand s' groß oder kloan.“
(Altes Studentenlied)

Mitte September 1854 räderte ein Steyrer Lohnkutscher meine Eltern und mich nach Kremsmünster. Dort sog ich acht Jahre lang an den Brüsten der Wissenschaften. Ein liebevoller Onkel und treuer Berater war mir stets P. Gerhard Schmirdorfer, des Stiftes trefflicher Forstmeister (rebus silvaticis adjunctus wurde er im Schematismus genannt), der Bruder meiner Mutter. Ihm dankte ich viele Güte. P. Gerhard war ein wahrer Studentenfreund. Wenn der stattliche Mann mit seinem treuen Hunde Cook eilig durch den Klosterhof dahinschritt, stets ein herzliches Scherzwort für jedermann bereit, durfte er sich wohl volkstümlich fühlen. „Unser lieber Pater Forstmeister“, sagten alle Leute und sahen ihn zärtlich an. Gern und nicht sparsam gab er den Armen, und gar manches Studentlein erfreute sich seines tätigen Wohlwollens. Dieser liebe, gute Onkel erleichterte mir die kleinen Bitterkeiten, die wohl keinem Anfänger am Gymnasium erspart bleiben. Drei Studienjahre verlebte ich als „Koststudent“ bei dem wackeren Schullehrer Josef Bayer, die fünf letzten als Zögling des Konviktes. Um nicht durch Wiederholungen zu ermüden, teile ich dieses Lebenskapitel aus der Gymnasialzeit nach dem Wohnort in zwei Teile und schildere zunächst mein Tun und Treiben.

Im Agapitus-Stöckel

Eigentlich hieß es das Bayer-Stöckel, weil der wackere Scholarch mit seinen Koststudenten das ganze Gebäude bewohnte. Am Eingange des Klosters lag das einstöckige Haus; das große Tor leuchtete in seiner roten Farbe weithin, und auf breiten weißen Bändern der beiden Flügel las man die Inschrift:

„Dies Tor soll jedem offen stehn,
Der ehrbar will durch selbes gehn.“

Oberhalb dieses sog. Eichtors war die Holzfigur des heiligen Märtyrers Agapitus zu sehen zwischen den Löwen. Der Rücken dieser Bestien aber war von Sturm und Regen allmählig ganz morsch geworden, und in das durch Zufall hineingeratene Erdreich hatten einmal böse Buben die Beeren von Ribiseln hineingeworfen, so daß im Laufe der Zeiten eine kleine Ribiselstaude mit ihren grünen Blättern aus dem

* Abschnitt III in Ferdinand Krackowizer, Aus meinem Leben und aus meiner Zeit (1844–1870) 60–103. Manuskript OÖ. Landesarchiv (1912/13), 0661/1.

grau angestrichenen Löwenkörper lustig emporwuchs. Außer dem Tore sprudelte hart am Fußweg aus einem marmornen Leuenhaupt in eine große steinerne Muschel frisches Quellwasser. Darüber stand in etwas verwachsenen lateinischen Buchstaben der plattdeutsche Vers „Guert Watter, Wein better“. Ein Handwerksbursche soll den Spruch einmal entziffert haben: „Gott Vater, mein Vetter.“ Dieser Scherz wurde jedem Neuling bald mitgeteilt.

Eine steinerne Stiege mit breiten Absätzen führte in das obere Stockwerk. Man betrat zunächst einen geräumigen Flur; nach vorne lag die Wohnung des kinderlosen Schulmeister-Ehepaares, nach rückwärts die Zimmer der Studenten. Im Flur neben der geräumigen Küche sah man eine hölzerne Treppe, auf der man zu einigen gleich oberhalb des Tordurchganges gelegenen Zimmer hinab gelangte. Hier herrschte mit absoluter Gewalt das kleine, aber energische Fräulein Toni, eine vorzügliche Köchin. Sie bewachte auch mit Erfolg einige jüngere Studentlein, die in den unteren Kemenaten schliefen. Das mittlere große Zimmer ober dem Klostertore versammelte alle Bewohner bei den Mahlzeiten sowie bei den Studien. An der langen Tafel führte der „Musterlehrer“ Bayer würdig den Vorsitz und leitete das Tischgespräch in belehrender Weise. Er war ein stattlicher Mann, das breite Gesicht durch einen grauen Backenbart geschmückt. Auf dem Haupte thronte das gestickte Hauskappchen, ein bequemer Schlafrock umhüllte den Leib. Bayer erteilte auch Klavierunterricht und strich auf dem Kirchenchor gewaltig die Fiedel. Seine schon bejahrte Gattin war ein erbarmungswürdiges Wesen, durch Gicht an Händen und Füßen verkrümmt, so daß sie bei dem Gange durch den Flur zum Mittag- und Abendessen stets einen Krückstock gebrauchen mußte, mit dem sie mühsam einher humpelte. Ihr folgte der treue Pudel Bello, von uns Jünglingen der „Welliwunkerl“ benamset und jederzeit mit Vergnügen gereizt, worüber dann die Lehrerin immer sehr böse wurde. Die Tischbeleuchtung besorgten Argantkerzen auf dem Queridon, einem hölzernen Gestelle. Die Lichtschere hatte fleißig zu arbeiten, und oft „schneuzte“ ein holder Knabe den Kerzendocht aus, so daß die Tischgenossen plötzlich im Dunkel saßen, bis ein Schwefelholz wieder Licht erzeugte. Der grüne Kachelofen in der Ecke spendete behagliche Wärme. Die Speisen, gut und reichlich, boten echt oberösterreichische Hausmannskost.

Zaghaft betrachtete ich die neuen Kollegen und wurde bald mit ihnen befreundet. Da war zunächst ein Landsmann aus der Vaterstadt Wels, der gemüthliche Holter Franzl, nach Jahrzehnten dann Eisenhändler und Reichsratsabgeordneter; sein Geschlecht übte das Goldschmiedgewerbe in Salzburg und Wels erfolgreich aus. Franz Keim, ein träumerischer Jüngling mit langen braunen „Schnittlauchlocken“, dessen Eltern damals noch Schloß Lindach besaßen, zeigte schon als Student bedeutendes dichterisches Talent. Seine größte Freude waren neue Kalender mit Bilderschmuck. Keim wurde nach manchen Schicksalsschlägen Professor in St. Pölten, ein geachteter Dramatiker, und hatte als Siebziger die Freude, seine Werke in einer Gesamtausgabe zu sehen. Mit Georg Sperr, dem Sohn eines Musterlehrers von Wimsbach, schrieb Keim gerne Kalendergeschichten, vielmehr, er diktierte sie dem geduldigen Freunde Georg in die Feder. Letzterer, ein sehr begabter Jurist, der jedoch an Größenwahn litt, endete traurig in einer Irrenanstalt. Ein fideles Haus war Carl Harrant, später Advokat in Steyr. Der Bräuerssohn Konstantin Gruber, von uns der „Stankerl“ genannt, ein Ennsrer, kam später als Lottobeamter nach Siebenbürgen. Dessen Schlafkamerad Leopold Böck aus Freistadt, ein bedächtiger Jüngling mit komischen Nasenlauten beim Sprechen, diente gutmütig den Späßen, die wir mit ihm trieben. Eine „Pluntzen“ (Blutwurst) war ihm das höchste Lebensglück. Noch sei gedacht des braven Schmalvogels, der bei seinem Onkel Bayer als armer Verwandter lebte. „Bildl anschau'n und Brot essen“ war ihm das Liebste. Er hatte immer gesegneten Appetit. Mit diesen Kameraden verlebte ich drei Schuljahre in Frieden und Eintracht, machte alle Schwabenstreiche als Jüngster folgsam mit und widmete mich den Studien mit weniger Begeisterung, als meinem Vater angemessen schien. Dafür aber steckte ich den Kopf in jedes Geschichtenbuch, das mir in die Hand geriet. Alles wurde ohne Wahl verschlungen. Zum Glück kannte jene Zeit nur die zahmen Lederstrumpf-

Erzählungen und die Werke der braven Karoline Pichler, die Romane von Walter Scott und Bulwer. Zeitungen kamen uns nicht zu Gesicht. Nur an Sonntagen, wo ich beim Onkel Gerhard neben meinen Vettern Ferdinand und Gotthard Rochhart ausgiebig Kaffee zu mürben Kipfeln vertilgte, lernte ich den „Welser Anzeiger“ kennen, ein sehr mattes Provinzblättchen. In der freien Zeit, besonders an Sonntagen und am Donnerstag, machten wir Ausflüge in die reizende Umgebung des Marktes, am liebsten zum „Lerchenwaldl“, wo wir Räuber spielten, oder wir promenierten am „Steinbruch“. Beim „Baum mitten in der Welt“ lasen wir mit Staunen oberhalb der bildlichen Darstellung des Fegefeuers in der Kapelle dort die Aufforderung „Wanderer, bete ein andächtiges Vaterunser für die armen Seelen im Himmel“.

Von unseren Fenstern aus beobachteten wir gründlich die mannigfachen Gestalten, die im Klostertor verschwanden, und begleiteten sie mit liebevollen Bemerkungen. So die gute, fromme Frau Siegel, welche niemals vergaß, zum Fuß der Statue des heiligen Josef, der in der Durchfahrt auf einem Postamente stand, hinaufzulangen und dann ihre Fingerspitzen zu küssen. Den hl. Josef aber, dem der Bildhauer die rechte Hand mit merkwürdig gespreizten Fingern gemacht hatte, nannten wir deshalb „skandierenden Josef“, weil er die Finger hielt, als wenn er Versfüße abzählte. Ein anderes Original war der Schullehrer Langenfelder, ein großer, hagerer Mann, der etwas vorgebeugt ging. Auch er nährte sich und seine zahlreiche Familie von Studenten. Ging es mittag zu Tisch, dann rief er seine Kinder: „Tini, Lini, Nanna, Fanny, kommts zum Essen“; er schloß den Befehl mit einem langen Pfiff, wie der Weidmann seinen Dackeln pfeift. Einmal verlor er vor dem Gasthause des Kaltenböck, der zwei liebende und stets verliebte Töchter besaß, seinen vergoldeten Uherschlüssel. Da versammelte er nun seine Schuljugend, stellte sie in langer Reihe auf und hieß sie langsam über den breiten Platz gehen, die Augen auf den Erdboden gerichtet. An der Front schritt feierlich der Lehrer, den Stock schwingend wie der Alte Fritz, und rief anfeuernd: „Suachts, Kinder, suachts!“

Eine sehr geachtete Kostfrau in Oberburgfried, dem auf dem Berge gelegenen Teile des Marktes Kremsmünster, war Fräulein Tatscher, allgemein die Tatscher-Lini genannt. Eine sehr geschickte Dilettantin, hatte sie vor Jahren auf die Rouleaux der Fenster im Kaisersaal die Porträts der Habsburger gemalt. Als ein Fremder einmal fragte, wer diese Bilder geschaffen habe, und ihm von einem Diener geantwortet wurde, „die Tatscher-Lini“, hielt er diesen Namen für einen italienischen. Ein anderer „Kostort“ lag an der Straße neben der Stiftsapotheke, jener des Fräulein Hann, deren dichterische Tätigkeit ihr von den Studenten den Kosenamen „der Pegasus“ verlieh. Der berühmte Geograph und Klimatologe Hofrat Julius Hann in Wien ist ihr älterer, Regierungsrat Hann in Klagenfurt ihr jüngerer Bruder. Im nämlichen Hause wie sie hatte Zeichenlehrer Dümler seine Schule untergebracht und erteilte auch im Konvikte Unterricht im Zeichnen. Ein sanftes Männlein mit künstlerisch gedrehtem blonden Knebelbart, den zwei hohe steife Vatermörder schützend umgaben. Im sogenannten Siftsbräuhaus, wo sich die Apotheke befand, hauste der Musiker Jarry, einstens Stabstrompeter, der am Schluß jedes Hochamtes stets einen wundervollen Tusch zu schmettern verstand. Ein großer, kräftiger Mann, frisch beim Trank, ein hervorragender Schnupfer, der niemals ohne das riesige blaue Sacktuch zu denken war. Mir spendete er Unterricht im lieblichen Flötenspiel. Seine böhmische Aussprache hatte sich im Wechsel der Zeiten ganz rein erhalten. Eine sonderbare Erscheinung bot die „Major-Nettel“, eine ältere Jungfrau, an deren Seite das treue Hündlein „Jupiter“ folgsam einher trippelte, von bösen Buben täglich in seinem beschaulichen Wandel geärgert.

Die Klosterhöfe gewährten immer einige Zerstreung. Figuren wie die älteren Bedienten, die Dienstleute im großen Meierhofe, der Fischerbube Pfarrl, die vorbildlich faulen Maurer und die Kipfelweiber im großen Riedergange hätten einem Greil und Spitzweg köstliche Staffage geboten. Zur Kirchenzeit an Sonntagen wimmelte dieser mit Tuffsteinen gepflasterte Gang, von dem man in den Karpfenteich hinabsah, von kräftigen Bauerngestalten. Das Landvolk hatte von dem Übermut der Studenten

viel zu leiden. So erhielt ein Bäuerlein, das gerne wissen wollte, was Philosophie sei, prompt von einem älteren Jüngling die Erklärung: „Philosophie ist jenes Kristalle Haloid, welches, mit der Atmosphäre verbunden, zum Aether emporsteigt.“ „I dank Enk schön!“ sagte der biedere Landmann verblüfft und gieng.

Durch diesen Bogengang führte der Weg auf die „breiten Steine“, eine beliebte Promenade, an deren Ende in einer Hütte eine Verkäuferin Süßigkeiten feilbot. Einige Läden herbergten Krämer, von denen der Tabak-Trafikant am gesuchtesten war. Nach Unterburgfried gelangte man entweder auf der steilen Fahrstraße, welche nicht umsonst der „Tödenhengst“ hieß, oder über breite Stiegen, an mehreren Mühlen vorüber. Auch dieser Teil des freundlichen Marktes besaß eine stattliche Anzahl nahrhafter Studentenherbergen. Hier lagen mehrere Gasthäuser, wie der saure und der süße Fuchsjäger (letzterer also genannt, weil eine Lebzelterei damit verbunden war), die Bräueri Beham, bei der Jugend in hohem Ansehen, sowie die Häuser der verschiedenen Gewerbetreibenden, auch das kleine altertümliche Rathaus. Nicht zu vergessen des Fleischselchers Greck, aus dessen Atelier die famosen Speckwürste hervorgingen. Da dieselben immer kleiner wurden, rächte ich mich durch das Distichon:

„Als die Studenten Kremsmünsters durch vieles Essen gefrevelt,
Da schuf Gott Dich, o Greck; Du aber schufest die Wurst.“

Allein nicht bloß leiblichen Genüssen frönte die holde Jugend. Auch für die schönen Künste entflammte ihr Herz. Vor allem für das treffliche Dilettanten-Theater, das sich in einem dreihundertjährigem Hause am Tödenhengst befand. Im Jahre 1812 gegründet, konnte es im Dezember 1912 seinen 100jährigen Bestand festlich begehen. Der Vorhang des gemütlichen Musentempels zeigte eine Schar fröhlicher Kinder mit der hübschen Überschrift: „Alles für Euch.“ Und für arme Schulkinder, namentlich zum Christbaum derselben, haben die wackern Dilettanten während vieler Jahre stattliche Summen erzielt. Als jüngere Studenten erfreuten uns die lieblichen Schauspiele, von Schulkindern dargestellt, welche den großen Kinderfreund und trefflichen Dichter P. Markus Holter zum Verfasser hatten. Sie sind heute mit Unrecht ganz vergessen. Die Theater-Dilettanten, die sich aus den Marktbewohnern rekrutierten, boten meist ein gerundetes Zusammenspiel und achtenswerte Leistungen. Wir hörten den „Zunftmeister von Nürnberg“ von Redzwitz, Mosenthals „Sonnwendhof“, Stücke von Kotzebue und Benedix, einmal selbst „Die Geschwister“ von Goethe. Vor allem glänzte der Direktor der Gesellschaft, Notar Fischer-Colbrie, als Bon vivant wie als Liebhaber gleich tüchtig. Seine Partnerin, Fräulein Ludmilla Seiberl, eine schlanke Blondine mit ausdrucksvollen Zügen, war der Liebling des Publikums. Der Arzt Dr. Niedermayer repräsentierte den richtigen père noble. Die Darsteller der Nebenrollen, meist ungeübte Gewerbetreibende, erweckten im Publikum oft wiehernde Heiterkeit. Das Orchester leitete Lehrer Proschko, von uns Praxiteles genannt, ein sehr tüchtiger Musiker, der aus Opernfragmenten ganz hübsche Potpourris zusammenstellte.

Neben der dramatischen Kunst erfreute man sich auch gerne an den Konzerten, die öfters im Jahre in einem eigenen kleineren Saale oder „zu Petri und Pauli“ im herrlichen Kaisersaale abgehalten wurden. Regenschori P. Max Kerschbaum, ein wackerer Musikkenner und ein gewaltiger Tabakschnupper, leitete Proben und Aufführungen. Von größeren Werken genossen wir die Oratorien „Elias“ und „Paulus“ von Mendelssohn, „Saul“ von Hiller und Papa Haydns herrliche Schöpfungen. Der „Star“ dieser Juni-Konzerte war Hofopernsänger Jakob Haas von Hannover, der einem geachteten Buchdruckergeschlecht in Wels entstammte und einen blühenden Bariton besaß. Sein edler Vortrag fand große Anziehungskraft. Aus Linz, Steyr und Wels kamen zahlreiche Musikfreunde angefahren, auch aus Bad Hall, wo eben die Badezeit begann. Der große Saal mit dem mächtigen Marmorkamin, dem zierlichen alten Bronzeluster und der langen Speisetafel, in deren Mitte in ein Silberbecken zierliche Delphine Quellwasser ergossen, war gedrängt voll. Von Linz erschien immer Fräulein Schimatschek als Vertreterin der Sopranpartien, die im Ziergesang Vorzügliches leistete. Von einheimischen Kräften sei des Schullehrers

Lanz und seines Kollegen Reiter gedacht; beide sangen einen guten Baß. Reiter aber ist der Vater des in unserer Zeit gefeierten Tondichters Josef Reiter geworden. Wer im Stifte angestellt war, wirkte im Orchester tapfer mit. Dabei darf des „Oboen-Michler“, des Geigers Praxiteles und des famosen Trompeters Jary nicht vergessen werden. Die Chöre wurden von den hellen, jugendlichen Studentenstimmen ganz tüchtig ausgeführt.

Ich komme nun zur Lehranstalt selbst, zu dem seit drei Jahrhunderten rühmlich bestehenden Gymnasium. Die Klassenzimmer waren weniger rühmlich in ebenerdigen, stallartigen Räumen im innern Stiftshofe untergebracht. Als Direktor herrschte P. Gregor Haselberger, ein vorzüglicher Pädagoge. Er verstand prächtig, die Disziplin herzuhalten. Meine Lehrer waren P. Otto Schima, ein sehr großer, schlanker junger Mann, der, ein Schüler Gabelsbergers in München, als einer der ersten in Österreich auch in der Stenographie einige Schüler unterrichtete; dann der allgemein beliebte Religionsprofessor P. Kolumban Fruhwirth, ein wahrer Studentenvater, der jedem wohlwollte, soweit es nur immer tunlich war. Er lehrte auch Naturgeschichte, und wenn man „aufgerufen“ wurde und den Katheder betrat, zeigte der liebe Pater im Tieratlas auf ein Säugetier, und zwar so, daß man zwischen seinen Fingern den lateinischen Namen der betreffenden Bestie gut lesen konnte. Auf die Frage „Wie heißt dieses Tier?“ war natürlich sehr leicht zu antworten. Dann hieß es: „Beschreiben Sie dieses Tier!“ Bei der Antwort half er wieder väterlich. Weniger angenehm war uns P. Gabriel Strasser, der Mathematik vortrug. Leicht riß ihm der Faden der Geduld. Meinen Mitschüler Gustav Graf Forestier, der oft zerstreut war, suchte er einmal für das edle Fach durch den Zuruf anzueifern: „Aber, Gustav, schämen Sie sich! Ihre Ahnen haben für Ludwig XVI. gekämpft, und Sie können nicht einmal diese einfache Gleichung lösen.“

Zur Nachhilfe hatte ich, wie die meisten Anfänger, einen Instruktor, bei dem ich täglich nach dem Gymnasium eine Stunde Unterricht genoß. Manchmal war es kein Genuß, weder für den Lehrer Oberneder noch für den Schüler. Faulheit strafte er streng. Daß aber ein Sechzehnjähriger einen Elfjährigen auf ein hartes Holzschiet knien lassen und mit Hausarrest und Fasttagen bestrafen durfte, war wohl merkwürdig. Und der Knirps mußte gehorchen. Auch war es etwas grausam, eine lateinische Aufgabe, die fehlerhaft ausgefallen war, 20mal, ja selbst 30mal abschreiben zu sollen und dafür einen schönen Ferialtag zu opfern, anstatt einen der Gesundheit förderlichen Spaziergang zu machen. Trotz alledem bewahrte ich dem strengen Instruktor warme Anhänglichkeit und lachte in späteren Jahren, da er als P. Alexander in Pfarrkirchen bei Bad Hall wirkte und als Volksdichter sich bekannt gemacht hatte, herzlich mit ihm über die vergangene Tyrannei.

In der 3. Klasse traten neue Lehrer auf den Schauplatz. Naturgeschichte lehrte P. Gotthard Hofstätter und die griechische Sprache P. Leonhard Achleuthner, ein schöner junger Gelehrter, der mit unserer Klasse seine Lehr-tätigkeit als Philologe begann. Ein ganz ausgezeichneter, aber strenger Lehrer. Er wurde später Direktor des Gymnasiums, dann zum Abte gewählt und bekleidete zwölf Jahre lang mit Würde das Amt eines Landeshauptmannes von Oberösterreich. In dieser Stelle auch mein Vorgesetzter, da ich als Archivar im Landhause arbeitete. In jenen fernen Tagen war er jedoch von den Schülern geachtet und gefürchtet. Mein Traumleben, durch allzu eifriges Lesen aller möglichen Bücher gesteigert, paßte schlecht zum Studium der griechischen Sprache. Sehr wenig glich ich dem Hofrat Grillparzer, der das Land der Griechen mit der Seele suchte, ich glich eher einem Faultier. Die Folgen blieben nicht aus. Am Ende der 3. Klasse war ich nahe dem Erstickungstode und der meinem Vater verhaßte Durchfall in greifbarer Nähe. Die Großmut des Professors P. Leonhard, der mich noch einmal eingehend prüfte und, weil ich in Todesangst mich gehörig vorbereitet hatte, im Griechischen mit einer sehr mageren Note begnadigte, rette mich aus der Bedrängnis. Ein wenig ruhmvolles

Zeugnis in der Tasche verborgen, fuhr ich beklommen Ende Juli nach Steyr, wo mich der Vater mit tiefgründiger Rede empfing und mir die sog. langen Ferien durch strenge Arbeit verkürzte. Dem Onkel Forstmeister war es indessen gelungen, für mich einen Platz im Konvikte zu erlangen und mich dort in der heilsamen Zucht des P. Leonhard auf den rechten Weg zu bringen.

Im Konvikt

Als Nummer 58 trat ich im Herbst 1857 in das Kloster-Institut ein und genoß nun fünf Jahre lang den heilsamen Drill dieser Erziehungsanstalt. In der zweiten Abteilung verstand P. Leonhard ganz ausgezeichnet, Ordnung und blinden Gehorsam zu erzielen. Nicht zum Schaden unserer Fortbildung. Ein großer Saal, dessen Fenster in den Prälatenhof mannigfachen Ausblick boten, enthielt zwanzig Arbeitstische, immer je zwei gegenüber, die in der Mitte durch einen Kerzenleuchter erhellt wurden. Am oberen Ende befand sich der Tisch des „Präfekten“, der von dort alles übersehen konnte. Am unteren Ende thronte der „Monitor“, Oskar Graf Salburg, in dessen Nähe ich horstete. Graf Salburg, ein schlanker Jüngling mit schwarzen Locken und einem feinen aristokratischen Antlitz, war sehr unnahbar. Er schwärmte für Dichtkunst, las gerne Anthologien, und weil er bald meine Lesefreude merkte, bekam ich von ihm solche dichterische Sammelwerke zu genießen. Später trat er in den politischen Staatsdienst, und die bekannte Dichterin und Romanschriftstellerin Edith Gräfin Salburg, 1868 im Schloß Leonstein geboren, ist seine talentvolle Tochter. Nach dem Mittagessen verschwand der Monitor auf eine Stunde und brachte seine Erholungszeit gerne in einem Kaufmannsladen bei dem „Plutzerkern-Toni“ zu und goß dort manches Liqueurgläschen stillvergnügt hinab. Warum der wackere Bürgersmann diesen Kosenamen führte, konnten wir nicht ergründen.

Gleichförmig flossen die Tage und Monate dahin. Im Winter mußten wir um 1/26 Uhr früh, im Sommer um 5 Uhr aufstehen, an Sonntagen eine halbe Stunde später. Um 6 Uhr begannen die „Studien“, die bis nach 7 Uhr dauerten; hierauf erquickte uns im großen Speisesaal die einfache Morgensuppe, um 1/28 Uhr versammelten wir uns zur Messe in der akademischen Kapelle. Von 8 bis 11 Uhr verschlang das Gymnasium seine Schüler. Eine halbe Stunde Erholung, der das kräftige Mittagessen folgte. Im Speisesaal saßen an zwei langen Tafeln sechzig Konviktooren und wurden nach einem kurzen Gebet landesüblich gefüttert. Aus großen Zinnschüsseln, von den Bedienten aufgetragen, verteilte je einer dieser Schmierfinke am oberen Ende jeder Tafel die Speisen. Der Präfekt, der den Dienst hatte, gieng im großen Mittelraum auf und ab, dämpfte die lebhafte Unterhaltung und las wohl dabei auch eine Zeitung. Hierauf folgte die angenehme Erholungsstunde, zu Spielen im Konvikthofe oder zur Lektüre benützt. Viele wandelten auch in den Höfen herum, fütterten vom Gange aus, der in den Hofgarten führte, die Karpfen im Teiche oder schlichen in den großen Meierhof des Stiftes, um Leben und Treiben der Haustiere zu beobachten. Wer Kapitalist war, kaufte bei den Obstweibern Äpfel oder Kipfel, oder er schlich frech auf die „breiten Steine“, um in der Hütte bei der Marktstiege Näschereien zu erwerben, nahrhafte „Aepfelschlängel“ oder zähne-mordende „Zuckerl“. Von 1 Uhr bis 2 Uhr hielten „die Studien“ uns gefesselt, dann zwei Stunden lang das Gymnasium. Eine halbe Stunde darauf wurde zur Jause benützt, die der Bediente um schnödes Geld lieferte und die meistens sehr bescheiden ausfiel. Dafür entwickelte sich nach vorher gegangener Sesselqual der Appetit für das Abendmahl ganz naturgemäß. Nach 7 Uhr wieder eine Stunde Erholungspause, noch einmal eine halbe Stunde Büffeln, und hinein ging es in die Betten. Eine Hängelampe beleuchtete mit mildem Schein die zwanzig Knaben, von denen manche noch eingehend plaudern wollten, die meisten aber sofort in traumlosen Schlaf versanken, Einige leisteten schöne Kunststücke im Schnarchen, andere aber bewährten kräftig den schönen Spruch: „Homer schon singt in seinen Liedern, die Heimlichen, das sind die Z'widern.“ Und um zehn Uhr ertönte die Stimme des alten Nachtwächters in den Klosterhöfen:

„Meine lieben Herren, laßt Euch sag'n,
Der Hammer, der hat zehne g'schlag'n.“

Das Wort Hammer aber betonte er auf der zweiten Silbe, so daß es mit dem dumpfen A-Laut der ersten ganz deutlich klang: „Der Homer hat zehne g'schlag'n.“ Turnen, Zeichnen und im Sommer das Schwimmen sorgten für weitere Ausbildung; viele plagten auch Frau Musika ohne jegliche Begabung. Zweimal in der Woche wurden wir unter Leitung des Präfekten in die reizende Umgebung geführt; „ausgetrieben“, sagten wir, gleich einer Schafherde. Die Philister nannten es gemütlich den „Schaftrieb“.

Für Lektüre sorgte die Gymnasial-Bibliothek, deren Schätze zur guten Hälfte in den Stampf gehörten. Ein Professor, auf den der Studentenwitz den Reim geschmiedet hatte: „Der Edmund Forsthuber ziagt den Cicero zuber“ (herzu), trug die verlangten Bücher in ein Register sorgsam ein. Die Geisteskost war sehr unschädlich: Christoph Schmid, Karoline Pichler, Walter Scott und ähnliche Schriftsteller boten wenig Aufregung. Bücher wie heute, Jules Verne oder der schreibselige, bändereiche Karl May, kannte jene Zeit nicht. Sie kannte auch nicht die trefflichen Wochenschriften und Monatsblätter unserer Tage. Wählte ein Unbesonnener gar Schillers „Räuber“ oder „Kabale und Liebe“, so genügte ein fragender Blick des Büchereiverwalters, um wieder Hausmannskost zu begehren. Allerdings erhielten manche Kollegen zur Weihnachtszeit aus Wien eine Reihe der vielbeliebten „Hofmann-Büchel“, wohl auch die spannenden Lederstrumpf-Erzählungen und andere Indianer-Geschichten oder die schön illustrierten Volksmärchen von Musäus. Solche Bücher wurden dann als Gemeingut mit Wonne verschlungen.

Eine heitere Lebenszeit brach erst in der dritten Abteilung des Konviktes für uns an. Schon der allerliebste und verehrte Präfekt, der unvergeßliche P. Coelestin Ganglbauer, gewann sofort unsere leicht entflammbarsten Herzen. Nach des Dichters Worten war er stets „edel, hilfreich und gut“. Oft wohl auch zu gut. Und diese Herzensgüte wurde weidlich ausgenützt. Er lehrte im Untergymnasium die deutsche Sprache, in den oberen Klassen Religion. Er trug uns die schwierige Dogmatik und die Kirchengeschichte, stets wohl vorbereitet, ganz frei vor. Nie brauchte er in ein Heft zu blicken. Ganz vortrefflich und auf das jugendliche Gemüt berechnet waren seine kurzen Predigten am Sonntag. Schade, daß sie niemals im Druck erschienen sind. Damals, da Pater Coelestin in seiner unendlichen Einfachheit und Bescheidenheit uns Jünglinge erziehen half, dachte wohl keiner daran, daß er einst als Kardinal-Fürsterzbischof in Wien wirken würde.

In dieser Abteilung genossen wir schon manche Freiheiten. Wir zogen in den Mußestunden hinaus ins Lerchenwaldl, um dort verstohlen zu rauchen, wir besuchten im oppidum, wie der Markt bei uns hieß, die Freunde in ihren Kostorten und lernten dabei die holden Mädchenblüten von Kremsmünster, die schönen „Besen“, kennen, ohne jedoch in Liebesraserei zu verfallen; am höchsten aber dünkte uns das Recht, zur Jausenzeit uns durch den Bedienten Josef, der wegen seiner von Pomade triefenden Haarscheitel den Spitznamen „Pomadehengst“ führte, eine Halbe Märzenbier in der Flasche, die bei jedem Studiertisch stand, von der Stiftsschenke holen zu lassen. Kollege Viktor Fossel, ein sehr begabter Musiker, brachte einen ganz hübschen Gesangsschor zustande, der die Quartette der „Regensburger Liedertafel“ ganz leidlich vortrug.

War die Luft abends rein, war nämlich der Präfekt bei dem Abendessen, so entwickelte sich wohl in einigen Fensternischen fröhliches Tarockspiel. Von den Freunden hiezu aufgemuntert, verlor ich einmal mein ganzes Betriebskapital und damit für Wochen hinaus die Möglichkeit, mir nahrhafte Jausen zu gönnen. Dadurch aber entfiel für mich der Reiz des edlen Kartenspiels und habe ich mein ganzes Leben lang niemals die Blätter zum Zeittöten wieder in die Hand genommen.

Des Dilettanten-Theaters wurde schon erwähnt. Meine Kunst, die Mitmenschen durch Flötenspiel zu erschrecken, benützte der Theaterkapellmeister Praxiteles, um

mich in seinem Orchester zu verwenden. Manches Solo habe ich zur Erheiterung des Publikums dort losgelassen. Das Geld für den Sperrsitz aber, vom Präfekten zur Unterstützung der Bühne übergeben, verwendete ich gerne zur Tilgung des stets vorhandenen Durstes im nahegelegenen Bräuhaus. Die Leistungen der Dilettanten erweckten aber auch in uns selbst die Lust zum Theaterspielen. Mehrmals haben wir einige von uns verfaßte Ritterstücke und mit großer Begeisterung den köstlichen Lumpazivagabundus von Nestroy aufgeführt. Kollege Max Lechner, der ein hübsches Talent zum Malen besaß, verfertigte die höchst einfachen Kulissen und den Hintergrund, die aus zusammen geklebtem Packpapier mit groben Wasserfarben in wochenlanger Arbeit hergestellt wurden. Diese wurden dann an Stricken aufgehängt. Mehrere Leintücher, mit Nadeln zusammengeheftet, bildeten den Vorhang; Kerzenreste, aus den Leuchtern abgeschnitten und mit Nägeln auf einer Holzplatte befestigt, die Bühnenbeleuchtung. Zuschauer waren Kollegen, dienstfreie Bediente und Kameraden aus dem Markte, welche sich heimlich in unser Studierzimmer schlichen und bis zum Beginn der Vorstellung in den duftenden Kleiderkästen versteckt wurden. War das Aveläuten vorüber und der Präfekt zur Tafelrunde geeilt, dann gieng der Rummel los. Ich habe eine solche Aufführung, das von mir verbrochene Ritterstück „Das Blutnest auf Schreckenhorst“, in einem Feuilleton „Das Ritterschauspiel in der Klosterschule“ („Linzer Tagespost“, 1901, Nr. 17) beschrieben.

In jener Zeit mit ihrem Ausklingen der Biedermeierei liebte man die Stammbücher. Noch besitze ich das Album aus braunem Leder in Querfolio, und hebe ich mit dem rosafarbenen Seidenbände die vergilbten Blätter heraus, wird mir warm ums Herz, und holde Jugendtage treten aus der Vergangenheit herauf. Von den lieben Freunden leben nur mehr wenige. Karl von Fließer, später ein flotter Reiteroffizier, schrieb mir auf ein Stammbuchblatt Schillers Verse: „An's Vaterland, an's theure, schließ' Dich an, das halte fest mit Deinem ganzen Herzen.“ Ludwig Mayrhofer, ein Kaufmannssohn aus Kirchdorf und später als P. Korbinian des Stiftes Rentmeister, schrieb mir mit seiner feinen, zierlichen Schrift Körners Lied: „Des Hofpredigers Kriegstaten.“ Giuglio Simonetta, der gutmütige Italiener und Fabrikantenssohn aus Haslach, stiftete Verse von Manzoni ins Album und unterschrieb mit den Worten: „Non obliare il tuo vero amico.“ Der mich „ewig liebende Freund“ Oskar Hassack aus St. Pölten widmete die Strophe:

„Es flohen so fröhlich die Stunden
Im freundschaftlich schönen Verein!
Und wie sie uns lieblich entschwunden,
So sollen sie fernehn sein.“

Armand Freiherr von Dumreicher, später ein hervorragender Parlamentarier, zeichnete ein Schiff, das mit den Wogen ringt, und spendete dazu eine Ballade aus seiner Feder, die mit den Worten schloß:

„Oft wär' man verloren,
Hätt' Gott nicht erkoren
Zur Stütze den Freund.“

Der gemüthliche Burger, nach Jahren ein behäbiger Pfarrer in Niederösterreich, schrieb klar und deutlich: „Frei sei Dein Leben von Pech und von des Pumpes lastenden Sorgen.“ Karl Waschko, der Sohn armer böhmischer Eltern, welcher kühn zur Hofburg in Wien zu Fuße gewandert war, daselbst bis zum Kaiser vordrang und von dem gütigen Monarchen das erbetene Stipendium erhalten hatte, schrieb auf ein Blatt vorahnend: „Ich wünsche Dir einen beständig fröhlichen Sinn und eine treue Gefährtin des Lebens.“ Von Alfred von Wurzbach, dem Sohne des berühmten Verfassers des großen biographischen Lexikons, besitze ich eine feine Silhouette, eine Hirschjagd darstellend. Und Gustav Marchet, später Oesterreichs Unterrichts-Minister und Vater der Gymnasialreform, schrieb mir einen schönen Spruch von Walter von der Vogelweide.

Im großen Fechtzimmer lehrte uns der neue Turnlehrer Kapello, ein feiner Mann und Nachfolger des gröberen Schwimm- und Turnlehrers Faber, Rapier- und Säbel-

fechten. Aber auch mit Geschick die edle Tanzkunst. In diesem gemütlichen Raume hielten wir, die Genossen der 7. und 8. Klasse, alljährlich das Martinimahl mit einem soliden Gänsebraten ab, zu dem der Präfekt stets feierlich von uns geladen wurde. Von dem reichlich aufgetragenen Kartoffelschmarrn füllten wir Papiertüten, welche den auf dem Gange vor der Türe lauernden jüngeren Kollegen hinausgeschmuggelt und von ihnen mit Jubel heißhungerig empfangen wurden.

Zur Faschingszeit bereitete uns das „Kursbegraben“ großes Vergnügen. Der Ulk bestand darin, daß an einem Abend — ferne der Aufsicht des Präfekten — der glückliche Ablauf des ersten Semesters in Form einer lustigen Prozession gefeiert wurde. Im großen Studierzimmer wurde der Jüngste unter uns auf einem Tische herumgetragen. Ihm zur Seite schritten ernst Jünglinge, ein großes Lexikon im Arm; sie hießen Faszikelgarde. Alle übrigen Zimmergenossen schlossen sich paarweise an. Am Tische des Präfekten machte der Zug Halt, es wurde eine launige Litanei angestimmt und dabei die uns unangenehmen Sachen lächerlich gemacht. Zb. sang der Führer „Von der faden Plunzen“, worauf der Chor einfiel: „Erlöse uns, o Herr!“ Führer: „Von den Spitzeln.“ Chor: „Befreie uns, o Herr!“ Und sofort ohne Grazie. Schließlich wurde der Knabe auf dem Tische sanft zur Erde befördert. Damit war der Kurs begraben.

Der kleine Sängerkhor, den Viktor Fossel liebevoll ins Leben gerufen hatte, war allmählich unter Zulauf liederfreudiger „Oppidaner“ (Studenten im Markte) zu einer stattlichen Zahl angewachsen und durfte es schon wagen, am Steinbruche vor den Bewohnern und den Völkern an der Krems sich hören zu lassen. Selbst die Professoren hatten ihre Freude daran. Nur steife Pedanten, Inhaber von staatlichen Würden, welche das Stift manchmal besuchten, fanden hie und da einen Chor sehr unpassend. Als wir einst den bekannten Liedertaflerchor „Freiheit wohnt auf Bergen“ mit dem Schlusse „Freiheit oder Tod, Schmach dem Sklavenbrod!“ vortrugen, meinte solch ein würdiger Hämorrhoidarius: „Unbegreiflich, daß man den Studenten so etwas gestattet!“ Unsere lieben Professoren aber lächelten heimlich dazu. Aber auch in der akademischen Kapelle ließen wir unsere Kehlen hören. Wenn die ovale Tafel neben der kleinen Kanzel den gewissen Gesang, das heißt die Nummer desselben, anzeigte, welcher zur Prüfungszeit stets gesungen wurde, dann erfaßte eine Art religiöser Wildheit die Studenten, und es ertönte aus allen Kehlen mit Hingabe aller Stimmittel der beliebte cantus:

„Mutig! Mutig! Bald errungen
Ist der Sieg, verzage nicht.“

Stillvergnügt dagegen sangen wir das Lied zu Ehren des heiligen Leopold und konnten das altmodische Nachspiel auf der Orgel nach jeder Strophe kaum erwarten. Das Loblied enthielt die herrlichen Biedermeierverse:

„Denn heute brachte uns die Sonne
Den Tag, an dem sich Oest'reich freut,
Wo er auf seinem Fürstenthron
Ein Herrscher saß voll Heiligkeit.“
Darauf die Orgel als Aufguß zum patriotischen Tee:
„Didldidl — didldidl-di —
Didldidl — didldidl-di —
Didldidl — di — didl — litt-didl!“

Eine Herzensfreude aber erfüllte oft den Studenten, der auf dem Kapellenchor den Riemen zum Blasbalg aufzuziehen hatte und der in staunenswerter Frechheit manchmal den Riemen absichtlich aus der Hand ließ, so daß das holde Orgelspiel urplötzlich verstummte und aller Augen zu dem Verbrecher emporsahen. Das war dem Buben ein Moment ungetrübten Glückes. O, Jugend, du hast keine Tugend!

Einen beliebten Angriffspunkt für taktvolle Bemerkungen bot uns die wackere Bürgergarde des Marktes an der Krems. Besonders am Fronleichnamstag, wenn die Schar mit klingendem Spiel im Prälatenhofe aufzog. Schon die Uniform bezauberte die Sinne. Grasgrüne Waffenröcke mit breitem weißem Lederbandelier über der Brust,

auf dem Haupte Tschakos von jeglicher Form, selbst in der Form des Rhomboeders, mit baumelnden Quasten; dazu weiße Beinkleider, die meisten noch mit einem zierlichen „Hosentürl“ versehen; den Säbel zur Seite und auf der rechten Schulter der langgediente Vorderlader. Der Hauptmann der Garde, Herr Assam, trug einen grasgrünen Frack und einen gewaltigen Sturmhut mit wehendem Federbusch. Es war ein erhabener Moment, wenn er seinen Tapferen Generaldecharge kommandierte, wenn die Ladestöcke rasselten und dann die Salve krachte, bei der sich die Schulmädchen immer ängstlich die Ohren mit beiden Händen zuhielten. Und als einstens eine Salve im Stiftshofe minder gelungen abgefeuert worden war und die einzelnen Flinten nicht gleichmäßig losgiengen, sondern in der Art, die wir „Steine abladen“ bezeichneten, da hielt der Hauptmann vor dem Evangelium, das im Markte unten gesungen wurde, an seine Getreuen vor der Front eine Ansprache mit den Worten: „Meine Herren! Tilgen Sie die Sau, die Sie oben geschossen!“ Der Appell aber wirkte, und tadellos krachte die Salve. Vor dem Wirthause des Fuchsjäger wurden die Gewehre nach dem Aufmarsch in Pyramiden aufgepflanzt, und mancher Gardist verlor sich heimlich in die Gaststube, um einen kühlen Trunk zu tun, versäumte darüber den Sammelruf und mußte dann schleunigst zu seinem Flügel eilen, was sehr kriegerisch aussah. Es geschah wohl auch, daß einer seinen Ladestock herauszuziehen vergaß und derselbe beim Kommando „Feuer!“ in die Luft entflog zum Entsetzen des Hauptmanns. Plutzerkern-Toni, der das Schießen fürchtete, mußte mit Gleichgesinnten neben dem „Himmel“ paradieren. Bei jeder Prozession spielte die Kapelle alljährlich denselben herrlichen Biedermeiermarsch, den vielleicht Stabstrompeter Jary aus der böhmischen Heimat mitgebracht hatte.

Um auch von meiner eigenen Person etwas zu berichten, stand ich in der VI. Gymnasialklasse (1859/60) im blühendsten Flegelalter. Die arme Großmama, bei welcher ich Weihnachts- und Osterferien in Steyr zubrachte, ertrug mit unendlicher Geduld die Wildheit ihres Lieblings. Im Bunde mit den Studienfreunden Lechner und Gschaidner, die beide später Militärärzte geworden und längst dahingeschieden sind, zog ich mit Schauspielern des Stadttheaters in Kneipen herum und leistete Großes im Biervertilgen. Onkel Forstmeister versah mich stets in den Ferien mit göttig gegebenen Papiergulden, und diese verschwanden in Biergläsern und geräumigen Pfeifen. Der Tante Marie wich ich gerne aus, und ihre wohlgemeinten Ermahnungen zu solidem Lebenswandel fielen auf steinigem Boden. Zu jener Zeit begann ich Flöte zu blasen, spielte fleißig zur Klavierbegleitung, wirkte aber auch bei Konzerten und auf dem Kirchenchor im Orchester gerne mit. Die Kirchenmusiker erhielten zur Faschingszeit nach dem Frühamte einmal im Jahre ein opulentes Frühstück im Winter-Refektorium, und auch mir winkten bei solcher Gelegenheit Bratwürste und Konventwein. Auch im Zeichnen leistete ich ganz Tüchtiges; zur Selbständigkeit in dieser Kunst brachte ich es jedoch niemals. Emsig betrieb ich das Studium der italienischen Sprache, die P. Markus Holter uns lehrte. Die promessi sposi von Manzoni las ich ganz durch. Am meisten aber freute mich die deutsche Literatur, und das Nibelungenlied habe ich im Urtext mit Freude oft gelesen. Um diese Zeit entstanden, wie wohl bei den meisten Jünglingen, die nicht ganz ohne Einbildungskraft sind, meine ersten Gedichte. Die humoristischen waren meine besseren, und mit Lust versuchte ich mich im Distichon. Mit Gottfried Hauenschild — ehe er in das Kloster trat, Hans geheiß — und mit August Fichna aus Wien, einem poetischen Jüngling, schloß ich einen heiteren Dichterbund, der ein halbes Jahr überdauerte. Wir kamen jeden Freitag zusammen, jeder las seine jüngsten Verse vor, und Gottfried, der klügste Kopf des Bundes, übernahm milde das Amt des Kritikers. Mit tiefer Dankbarkeit gedenke ich des Professors der deutschen Sprache, des hochgebildeten und gemütvollen P. Amand Baumgarten. Wenn dieser und jener von seinen Schülern, wie Franz Keim und Eduard Samhaber, in späteren Jahren sich einen geachteten Dichternamen errungen haben, so können sie die Erfolge auf ihren ausgezeichneten Lehrer zurückführen. Er legte bei jedem Schüler, der ihm folgen wollte, einen tüchtigen Grund. Er lehrte uns die Schönheit der deutschen Dichtkunst

verstehen, von den Minnesängern bis zu den Olympiern in Weimar. Auch die Literaturgeschichte war uns mehr als ein bloßes Aufzählen von Geburts- und Sterbejahren.

Ein großer Freudentag nahte den Studenten am Schluß des Schuljahres mit der feierlichen Promulgation oder der Preisverteilung. Nicht für alle! Jene Unglückseligen, die im ehrlichen Ringkampfe um ein gutes Zeugnis schmählich unterlagen, woran natürlich stets nur die bösen Professoren Schuld trugen, schlichen mit ihren trostlosen Eltern traurig umher und erwogen unmutig die erbarmungslose Notwendigkeit, das abgelaufene Studienjahr nochmals durchzukosten. Sonst aber herrschte überall Freude im Vorgenuß auf die „langen“ Ferien.

Das pompöse Dankamt leitete den Tag ein. Es wurde vom Prälaten abgehalten, und im Priesterraum paradierten acht Knaben mit Fackeln. Sie waren in spanische Tracht gekleidet: Halskrausen, Wämse mit rotgefütterten geschlitzten Ärmeln, mit blauen Strümpfen und Schnallenschuhen. Darauf die Versammlung im schönen Kaisersaal, der gewaltige Raum von festlich gekleideten Menschen gefüllt. Feierlicher Einzug des Lehrkörpers, der paarweise dahinschritt, zum Schlusse der Direktor P. Maurus Sieberer und hinter ihm der Abt mit funkelndem Brustkreuz. Eine Trompetenfanzare, den Jarys Lungenkraft üppig gestaltete, empfing den Zug. Nachdem alles Platz genommen, der Prälat auf rotsamtem Lehnstuhl, hielten einige ausgewählte Studenten auf einer provisorischen Rednerbühne Vorträge in deutscher, lateinischer und griechischer Sprache. Sie fuhren dabei mit den weißen Glacéhandschuhen verzweifelt in der Luft herum. Lauschte das verehrungswürdige Publikum noch mit Verständnis einer Ballade, wozu Schillers „Graf von Habsburg“ gerne gewählt wurde, so folgte es den Deklamationen in den alten Sprachen nur mit blödem Lächeln. Nach dieser seelischen Erquickung begann die Preisverteilung. Die besten vier jeder Klasse empfingen aus den Händen des freundlich lächelnden Prälaten das Prämium, meist einen schön gebundenen Klassiker oder ein geschichtliches Werk. Der Direktor P. Maurus las mit heller Stimme die Namen der Prämierten, der Preisträger, vor. Beispielsweise also: „Den ersten Preis in der dritten Gymnasialklasse erhält Michael Lampelhuber aus Wimpasing.“ Hierauf trat unter einem gewaltigen Tusch der Trompeten freudestrahlend Lampelhuber vor und machte mühsam die eingelernten drei Verbeugungen, zuerst vor dem Kaiserbilde, das auf einer Estrade unter Blumengruppen und einem purpurnen Baldachin herabgrüßte, die zweite vor dem Prälaten, die letzte vor dem Lehrkörper und den Zushauern. Hatte er sein Preisbuch erhalten, zog er sich stolzgebläht wieder zurück. Und so gieng die Handlung weiter. Das Kaiserlied, von den Studenten mit patriotischer Wärme gesungen, bildete den Schluß der schönen Feierlichkeit. Und alles verließ geräuschvoll den Saal und pilgerte mit großem Appetit zum Hofwirt oder in die Herbergen im Markte. Nachmittags rollten zahlreiche Wägen in den verschiedensten Formen mit den Studenten nach allen Richtungen davon.

„Nicht entrinnst Du, Student, der achten Klasse Verhängnis:

In der Apostel Gemach harret die Maturität.“

Ende gut, alles gut! Am 2. August 1862 bestand ich die Maturitätsprüfung. Ihr giengen im Juli die schriftlichen Arbeiten voraus: die mir gar nicht angenehme mathematische Aufgabe; Übersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen und als deutscher Aufsatz: „Gedanken des studierenden Jünglings beim Verlassen der Lehranstalt“. Sicher ein nicht schwieriger Vorwurf. Und doch hatte mein Kollege zur Linken noch um 10 Uhr (die Prüfung begann um 7 Uhr früh) leere Blätter vor sich, zerbiß verzweifelt den Federhalter und flüsterte mir oft angstvoll zu: „Du, mir fällt gar Nichts ein“, bis ich ihm aus Mitleid meinen eigenen Aufsatz heimlich zusteckte. Vor jeder schriftlichen Prüfung öffnete der Professor mit wichtiger Miene das verschlossene Kuvert und teilte uns das von der Landesschulbehörde aus drei Vorschlägen gewählte Thema mit. Die mündliche Prüfung fand im sogenannten Apostelzimmer statt, einem mit Kaiserbildern geschmückten Saal in der Nähe der Prälatur. Den Namen hatte es von den zwölf alten Männern, an denen am

Charfreitag der Abt die Fußwaschung vollzog. Uns wurde dort der Kopf gewaschen. An einem schönen Augustmorgen zogen fünf Delinquenten in schwarzen Festkleidern in dieses Zimmer, wo bereits die Prüfungskommission unter dem Vorsitze des Schulrates Kurz aus Linz versammelt war. Der erste Gegenstand, Religion, verlangte fleißiges Lernen aus Dogmatik, Moral und Kirchengeschichte. Der unendlich gütige „Herr“, wie wir P. Coelestin Ganglbauer kurz nannten, half kräftig nach. Dann folgten Übersetzungen aus einem lateinischen und aus einem griechischen Klassiker (mir fiel der Vater Homeros zu), dann eine mathematische Aufgabe, bei welcher ich zum Schrecken des mich prüfenden P. Sigmund Fellöcker in einer Gleichung mit zwei Unbekannten fast das Resultat gewonnen hätte, daß die Mutter beinahe doppelt jünger sei als die Tochter. Die Entwicklung der ludolfischen Zahl, welche ich zu meinem großen Erstaunen mit 20 Decimalen fehlerfrei auswendig wußte, verwischte den traurigen Eindruck von der unnatürlich jungen Mutter. Auf dem Gebiete der Geschichte gab ich befriedigende Auskunft über die Pragmatische Sanktion und erregte das Schmunzeln des P. Maurus, als ich seine Definition „Ist jenes Staats- und Haus-Grundgesetz usw.“ kräftiglich vor der Kommission deklamierte. Die Prüfung aus deutscher Sprache und Literatur entfiel. Als die melodischen Klosterglocken die zwölfte Stunde läuteten, standen wir fünf Prüflinge aufatmend wieder im Prälatenhofe, und der liebe Forstonkel klopfte mich wohlwollend auf die Achsel und meinte: „Gottlob, daß du die Prüfung gut bestanden hast!“

Wonne erfüllte unsere Brust. „Reif zum Besuche einer Universität“, hieß es am Schlusse des Zeugnisses!

Tags darauf versammelten sich sämtliche Kollegen zu einem splendiden „Lätitzl“, zum Abschiedsmahl, im nahrhaften Wirtshause des Lebzelters Diller. Das ganze Schuljahr hindurch hatten wir durch monatliche Einzahlung das Liebesmahl ermöglicht. Und am 4. August 1862 verließ ich die alte Klosterschule an der Krems, fuhr mit einem Wäglein in die Vaterstadt Wels und von dort mit der Eisenbahn nach Salzburg zu den Eltern, welche mein Maturazeugnis freudig in Empfang nahmen.